

Unterhaltungsblatt des Vorwärts

Nr. 219.

Sonnabend, den 8. November.

1918

18) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Es waren seltsame und geheimnisvolle Läden. Der eine, links, verkaufte Nähmaschinen, aber von veralteter Konstruktion und unbekanntem namenlosem Fabrikat. Fast verückt mußte es erscheinen, hier, im Schatten der Ausstellungslokale weltberühmter Firmenamen, wie Mc. Cormick und Deering — ganzen Häusern —, mit diesem kleinen Lädchen aufzutreten. Es kam auch nie ein Kunde und, noch seltsamer, es zeigte sich nie ein Besucher. Vom Hausflur aus sah man in einen gewölbten Raum, überfüllt mit unheimlichen und unerklärlichen Maschinen, die gegen den Beschauer die Zähne zu fletschen und die Krallen zu spreizen schienen. Ein schmaler Gang, mit dickem Staub bedeckt und ohne Fußspuren, führte zwischen diesen Mordwaffen (die selbst die kühnste Phantasie nicht mit Akerbau oder ländlichen Heuernten in Verbindung bringen konnte) zu etwas hin, das einer Guillotine oder einem Fallbeil gleich. Und im äußersten Winkel grinsten, hoch aufgerichtet, eine Doppelreihe von krummen Gabeln, die einen mechanischen Heurechen vorstellen sollten, die man aber, mit einem Schauer, als Beine einer Riesenspinne betrachtete.

Der Laden rechts war ebenso unmöglich. Er bot Vogelkäfige, Fuchseisen und Aquarien nebst Samen und Samenkörnern und Futter für Vögel und Fische feil. Auch hier war kein lebendes Wesen zu sehen. Kein Vogel hüpfte in den Holz- und Drahtgefängnissen umher; nicht der kleinste Fisch schwamm in dem Glaskasten. Von der Decke herab hingen merkwürdige getrocknete Algen und Seesterne und ein mit fürchterlichen Stacheln versehenen, aufgeblasenen und konservierten, dickbauchiger chinesischer Fisch. Im Luftzug von der Tür her drehte er sich an seiner Schnur und startete den entsetzten Eintretenden an, der sich dann schleunigst zurückzog. Niemand hatte je die Besucher dieser Läden gesehen, und man hätte glauben können, sie seien von Konkurs wegen geschlossen, wenn sie nicht jeden Morgen eine halboffene Glastür aufgewiesen hätten, die bis zur Nacht so stehen blieb; dann zog eine unsichtbare Hand einen schwarzen Rolladen darüber, obwohl es ganz undenkbar war, daß selbst der wildeste Räuber des Westens es wagen würde, in diese unbekanntenen Schreie einzudringen. So wie ja auch kein Lebewesen in diesem, dem hastigst pulsierenden Geschäftsteil der Welt jemals auf den Einfall kommen konnte, im Vorüberjagen ein Vogelbauer, ein Aquarium oder eine kleine Dreschmaschine zu kaufen. Aber die beiden Inhaber existierten also, wenn auch unsichtbar, und es ließ sich möglicherweise denken, daß diese Tatsache irgendwie die Hantierungen des Maschinisten Tom im Keller beeinflusste.

Im Hintergrunde des Hausgangs war der Lift. Er war aus schwarzbraunem Holz und knarrte und knirschte altersschwach, wenn er mit einem tiefen, stöhnenden Seufzer nach oben gezwungen wurde. Von großer Kontrastwirkung war der Anblick des Führers, eines zwölfjährigen Gentleman, ebenso schwarzbraun wie der Liftkorb. Er hatte eine Platt Nase, krauses, wischschwarzes Haar und große Kaffeebohnenaugen. Aber die Zähne und das Weiß der Augen waren fast blau — so weiß waren sie.

Er war der flinkste Liftjunge im langsamsten Lift der Welt. Während der Korb jammernd durch die zwölf Stockwerke hinanstieg, tanzte der Führer Zig, Zweischritt, schottisch Horn and Pipe, Sandstep und Cafawalk. Er piff ununterbrochen und beantwortete jede Frage mit Singen. Er hatte hinter jedem Ohr eine Zigarette, wie ein Schreiber der alten Zeit seine Feder, dazu ein riesiges Stück Kaugummi im Mund und um den Hals ein rotes Kentucky-Luch. Er ging (wenn es ihm gerade paßte) auf den alten Negernamen Jim, und intime Bekannte durften ihn Jimmy nennen. Seiner lebensgefährlichen Stellung wegen war er vom Eigentümer des Hauses nicht in eine Versicherung eingetragen, erhielt aber seinen Wochenlohn im voraus.

In einem Winkel dicht neben dem Liftgitter war eine Luke am Boden des Hausgangs. Es war eine richtige Falltür; denn wenn alle Falltüren der Erde auch sonst von oben geöffnet und aufgeklappt werden wie der Deckel einer

Zigarrenkiste, so war die Tür im Disterhaus — um mit den übrigen Eigenheiten des Gebäudes übereinzustimmen — so eingerichtet, daß sie sich nach innen zu öffnete und nach innen fiel. Sie führte hinunter in den Keller; und Tom, der jedesmal, so oft er sie öffnete, einen Schlag auf den Kopf erhielt — es half nichts, er mochte noch so vorsichtig sein; immer fiel ihm die Tür auf den Kopf, als ob sie sich erbose, daß man sie störte — ließ sie ganz einfach Tag und Nacht offenstehen (d. h. hinunterhängen) und vermehrte dadurch die Gefahren und die lauernden Ursachen für Todes- und Unglücksfälle in dem seltsamen Kasernenbau. Wozu überhaupt die Falltür da war, wußte niemand; denn der Hof hatte seinen guten Kellereingang, sein Kohlenschüttloch, seine Oberlichtfenster und Luftventile. Jimmy äußerte die Vermutung, die Falltür wäre wohl dazu da, um im Fall eines Brandes mehr Zug in die alte Parade zu bringen. Wie dem nun auch war — der Maschinist hatte niemals auch nur den geringsten Grund gehabt, die Falltür zu öffnen; aber weil nun eben eine Falltür da war, so nahm er sie als einen Teil seiner täglichen Arbeit und öffnete und schloß sie beständig, als wäre sie eine von seinen Orientieren. Das war im Anfang gewesen; nachher wurden ihm die rohen Ueberfälle der Falltür zu viel, und er ließ sie einfach hängen. Eine Treppe führte nicht hinunter, und eine Leiter, die Tom angeschafft hatte, reichte allerdings bis zur Deckung, konnte aber nicht benützt werden, weil die senkrecht hinunterhängende Tür den Weg versperrte. Dafür hatte er unter das Loch ein paar leere Kisten gestellt, die gerade so hoch waren, daß er seinen Kopf über den Rand des Fußbodens herausstrecken konnte. Das tat er auch ab und zu, vermutlich zum bloßen Zeitvertreib; denn sehen konnte er nichts in dem dunklen Hausgangswinkel. Dagegen weckte er selbst eine unheimliche Illusion, etwa wie die des „frei in der Luft schwebenden abgesehenen Kopfes“ eines Zauberkinstlers; und selbst sehr verhärtete Yankee's fühlten, besonders wenn sie sich ein paar Cocktails mehr als gewöhnlich zu Gemüte geführt hatten, wie ihnen die Haare zu Berge standen und ein eisalter Schauer über den Rücken lief, wenn sie plötzlich im Dämmerlicht der Liftede einen leichenblaffen, kahlen, aufgedunsenen Kopf ohne Rumpf eine Sekunde lang emporsahen und wieder im Dunkel verschwinden sahen. Mit klappernden Zähnen entfernten sie sich eiligst, und mancher Geschäftsbesuch ward so zunichte gemacht.

In diesem traurig-lächerlichen Haus hatte auch Helge Bendel seine größten Lebensillusionen erlebt — nämlich die, zu glauben, er könne ein Künstler werden.

Aber er war nicht allein. Die zwölf Stockwerke umschlossen mehr Illusionen, keimende und verblühte, als alle übrigen Häuser der Stadt miteinander. Denn es war ein Atelierhaus.

Wie Bienen in einem Bienenkorb waren diese kleinen Räume neben-, unter- und übereinander gelagert. Sie enthielten alle Arten von Kunstinstitutionen, Schulen und Akademien. Ein Dutzend Nationen waren vertreten. Da wurde gemalt, gebildhauert, gezeichnet. Da wurde gewebt, gestickt und lackiert (japanischer Professor). Da war eine Journalistenschule und eine Schule für Schnellstenographie. Da wurden Redner, Schauspieler und Vorkleser ausgebildet. Da wurde Unterricht in Tanz, Plastik, in „Schönheit“ erteilt. Da wurde gesungen, gespielt und musiziert, auf vierzehn verschiedenen Instrumenten, vom Flügel bis zum Banjo. Da war Gymnastik, Fechtkunst, Boxen und Schiibüchitsu. Ein Isländer war sogar da, der Quellen entdecken lehrte, und ein Individuum unbestimmbarer Herkunft (er sprach alle Sprachen), das in Kartenkunststücken und dem Nachahmen von Tierstimmen unterrichtete. Außerdem waren da Masseure, Orthopäden, Manikur und Pedikur, Haarkünstler und Künstler für Nasenverschönerung; Patentdoktoren, elektrische Quacksalber, Spezialisten in geheimen Krankheiten, Indianerrezept-Apotheker und andere Gistmischer. Zwei Defektibureaus, eine Wahrsagerin und eine Geisterbeschwörerin, eine weitere Zauberin, Mademoiselle Styr, die aus der Hand wahr sagte, ein Phrenologe, einer, der durch Sonnambulismus verlorene Sachen wieder fand, Sybillen, Orakel und Beschwörer, Hypnotisierer und ein Chebureau, Theosophen, Swedenborgianer und Spiritisten, Gesundbeter und die neu zusammengeschlossenen

Bionisten. Ein glänzender Lumpenhandel für alles, was sich an Schwachsinnigen und Halbgebildeten nur erdenken ließ, den die große Stadt hier dem Publikum bot...

Zuoberst, im dreizehnten Stockwerk, residierte der Paletten- und Meißelklub. Es war eine junge Künstlervereinigung, die nicht mehr als dreißig Mitglieder zählte. Daneben war Smiths Zeichenschule, die nach denselben Prinzipien arbeitete wie die Akademie Julien in Paris. Ein paar Bildhauer und Maler hatten die übrigen Dachateliers inne.

Die Laute, die aus diesem Gebäude, das sich dem Turm von Babel unmittelbar nach dem Augenblick der Sprachverwirrung hätte vergleichen lassen, herborkamen, lassen sich nicht beschreiben. Es war ein Universalmenagerie-Konzert, und lediglich die Tatsache, daß kein gemeinsamer Lichthof, wie er als Luftrecht die modernen Häuser durchzieht, vorhanden war, beschränkte das Umwesen jedes einzelnen Stockwerks auf die eigenen Korridore. Der schmale Pfeiler, in dem Jimmys Bistkorb auf- und niederglitt, führte in dem Gepfeife, Gelache und Gesänge des Regenerationen einen echaotischen Trompetenklang des Lärms mit sich, der in jeder Etage herrschte.

Und unten, in der schwarzen, viereckigen Luke, erschien in Zwischenräumen Toms weißes Gesicht. Er schielte mit unheimlichen Blicken umschichtig nach den halbgeöffneten Rabentüren. Aus der einen drohten in düsterer Schwermelancholie und Einsamkeit die ausgestreckten Finken der Gergabelspinne. Durch die andere sah er den chinesischen Fisch, der langsam seinen stachelbesetzten Bauch drehte und ihn starrmelancholisch anschaute. Dann blickte er eine Sekunde lang nach oben; eine Reihenfolge von Knirschlauten, wie aus einer Folterkammer, Schleifsteingewebe und Eberbenkflirren dröhnte durch die Lüftung herab. Toms Mehlkopf sank lautlos nieder in das Grabesdunkel des Kellers.

(Fortsetzung folgt.)

Eine materialistische Soziologie.

Das Werk Müller-Lyers.

3. Die Entwicklungsgeschichte der Familie.

Auch Müller-Lyer nimmt es als sehr wahrscheinlich an, daß in der Urzeit, d. h. in der Zeit nach der Menschwerdung, regelloser Geschlechtsverkehr innerhalb der Horde geherrscht habe. Doch können wir über diese älteste Vergangenheit des Menschen überhaupt nichts Bestimmtes aussagen, da wir aus Funden ältester Zeit nichts über die inneren Zustände der Urhorden erfahren, die jedenfalls Hunderttausende von Jahren lang die Erde bewohnten, und weil es heute keine Völker mehr gibt, die uns jene aller-niedrigste Entwicklungsstufe vergegenwärtigen könnten. Wir können nur aus den Zuständen späterer Zeit recht unsichere Schlüsse ziehen.

Selbst die primitivsten Jägervölker zeigen uns schon eine höhere Entwicklungsstufe. Wir finden hier schon sehr komplizierte Verwandtschaftsorganisationen. Die Menschen leben nicht in Einzelfamilien, sondern in Horden, deren Mitglieder mit einander blutsverwandt sind und zunächst auch nicht nur untereinander geschlechtlich verkehren. Beschränkt wird dieser Verkehr in dieser ältesten Zeit, von der wir überhaupt halbwegs sichere Kunde haben, nur durch die Einteilung der Horde in Altersklassen, die auf den Geschlechtsverkehr untereinander angewiesen sind.

Dadurch, daß Hordenmitglieder immer häufiger in andere Horden hineinheiraten, entwickeln sich durch vielfache Schwägerchaft stets engere Beziehungen zwischen den Horden, die oft zu völligem Zusammenschluß, zu Hordenverbänden, führen. Ob bei der Verheiratung die Frau in die Horde des Mannes eintritt oder umgekehrt, darüber läßt sich keine feste Regel aufstellen. Die Vaterfolge, die in dem ersteren Falle eintritt, kann daher ebenso ursprünglich sein, wie die Mutterfolge, sie muß keinesfalls erst aus ihr hervorgehen, wie früher meist geglaubt wurde. Die Kinder verbleiben der Horde, in der sie geboren werden.

Die Stellung der Frau ist in dieser Entwicklungsphase keineswegs günstig, wie Morgan und Engels annahmen. Sie ist das gedrückte und verachtete Kaitier, dem alle schwere und unangenehme Arbeit in der Horde übertragen wird, und das auch in der Horde mit Mutterfolge, wenn auch hier ihre Lage immerhin besser ist, weil der einheiratende Mann als Hordenfremder nicht dieselben Rechte genießt wie der in der Horde aufgewachsene. Diese Abhängigkeit der Frau ist nicht nur auf die physische Ueberlegenheit des Mannes zurückzuführen, die noch dadurch verstärkt wird, daß seine Beschäftigung auch mit der Jagd ihn den Gebrauch der Waffen lehrt und zur Solidarität erzieht; auch die wirtschaftlichen Verhältnisse wirken in derselben Richtung. Dem Manne sind die Ergänzung seiner Nahrung durch Pflanzenkost, die von der Frau erfundenen Künste des Kochens und des Häuserbaues willkommen, aber angewiesen ist er nicht auf sie. So weit er sie benötigt, kann er sich sie auch vom Weibe erzwingen, das er zu diesem Zwecke aus fremder Horde raubt oder eintauscht. Die Ehe ist also ursprünglich keines-

wegs durch das Liebesbedürfnis der Geschlechter entstanden. Das konnte auch ohne feste Verbindung befriedigt werden; sie ist vielmehr eine Folge der Arbeitsteilung der Geschlechter, sie ist ein Ergebnis wirtschaftlicher Notwendigkeit, sie verwirklicht die Knechtung des Weibes durch den Mann.

Eine wesentliche Aenderung dieser Verhältnisse tritt beim Uebergang zur Sesshaftigkeit ein. Nun wird die ganze Gesellschaft immer mehr abhängig von dem Ertrag der weiblichen Arbeit, des primitiven Landbaues, der die Erfindung der Frau ist und ihr anfangs auch ausschließlich vorbehalten bleibt. Dies ist die Blütezeit des Kommunismus und zugleich der Frauenrechte. Der Landbau kann nur in gemeinsamer Arbeit der Frauen der ganzen verwandtschaftlichen Gruppe, der Sippe, betrieben werden; dieser gehört daher der ganze Boden und dessen Ertrag. In der Sippe spielt die Frau die maßgebende Rolle. Das Mädchen als die wichtigste Arbeitskraft wird nun nicht mehr der fremden Sippe abgetreten, sie bleibt in der Gemeinschaft, der heiratende Mann muß eben in die Sippe seiner Frau eintreten, wo er sich mit einer untergeordneten Rolle zufrieden geben muß. Zwar herrscht auch hier in der Sippe nicht immer die Frau selbst, sondern häufig ihr nächster Blutsverwandter; aber in diesen Sippen ist die Stellung der Frau stets sehr günstig, oft üben sie geradezu die Herrschergewalt aus. Diese „Mutterherrschaft“ ist also keineswegs gleichbedeutend mit „Mutterfolge“, die, wie wir gesehen haben, mit der Knechtung der Frau sehr wohl verträglich ist; auch ist sie keineswegs der ursprüngliche allgemeine Zustand. Vielmehr geht ihr fast stets der Zustand der Abhängigkeit der Frau vom jagenden Manne voraus, und diese bevorrechtete Stellung der Frau ist auch nicht allgemein, sie findet sich vielmehr nur auf der Entwicklungsstufe des primitiven, von der Frau ausgeführten Ackerbaues, und selbst hier ist es fraglich, ob sie überall vorkommt. Eine ähnliche Entwicklung haben die Sippenorganisation und die Stellung der Frau nur noch bei einigen Fischer-völkern genommen, da der Fischfang zwar nicht wie der primitive Landbau das ausschließliche Gebiet der Frau, aber doch dieser ebenso zugänglich ist wie dem Manne und oft von ihr früher ausgeübt worden ist, als von ihm.

Ganz anders aber gestalten sich die Dinge bei Hirtenvölkern. Die Viehzucht ist aus der Jagd hervorgegangen und daher von vornherein dem Manne vorbehalten. Er ist nun der Ernährer und daher auch der Beherrscher der Gesellschaft, und diese seine bevorrechtete Stellung wird noch durch den kriegerischen Charakter der viehzüchtenden Nomadenvölker gestärkt. Das Weib ist nun auf den männlichen Schutz angewiesen und daher um so abhängiger.

Über auch bei den ackerbautreibenden Völkern bereitet sich eine gewaltige Veränderung der Verhältnisse vor, sobald die Produktivität der Arbeit wächst und insgedessen der Reichtum zunimmt. Nun werden Kriegsgefangene gezwungen, den Frauen bei der Bodenbestellung zu helfen. Dadurch wird das Monopol der Frau auf den Ackerbau gebrochen und zugleich dieser Arbeit immer mehr der Stempel der Sklabenarbeit aufgedrückt. Die Ueberflüsse der produktiver gewordenen Wirtschaft werden nun mit denen anderer Wirtschaften ausgetauscht, es entwickelt sich der Handel und der mit diesem verknüpfte systematische Raub. Diese Beschäftigungen sind aber Sache des Mannes. Dessen Bedeutung steigt daher zur selben Zeit, während die Bedeutung der Frauenarbeit sinkt. Der reiche Mann heiratet nun nicht mehr in die Sippe der Frau, er kann sich die Frau kaufen, die nun in seinen Besitz übergeht, mit der er nun schalten und walten kann, wie er will.

Nun wird die Sippe zunächst wieder vaterrechtlich, d. h. die Kinder gehören der Sippe des Vaters an und nicht der der Mutter. Zugleich aber wird die Sippenorganisation überhaupt unterminiert durch das Hochkommen der Familie. Diese erlangt jetzt immer größere Bedeutung auf Kosten der Sippe, deren Gemeingeist sich auflöst, das Familieneigentum tritt an dessen Stelle. Es entwickeln sich also hier ganz ähnliche Verhältnisse wie bei den Hirtenvölkern. Noch besteht die Sippe, aber sie tritt in Wirklichkeit schon stark zurück gegenüber der aufkommenden patriarchalischen Familie. Diese umfaßt allerdings nicht wie die moderne Familie nur Vater und Mutter und deren unverheirateten Kinder, sondern auch die Schwiegerkinder und deren Kinder, ferner aber auch die jüngeren Brüder des Hausvaters, deren Frauen und Kinder und endlich die dem Hause zugehörigen Sklaven. Der Hausvater löst nun seine „Familie“ immer mehr aus dem Sippenverbande los, er wird Herrscher über deren Mitglieder und über deren Eigentum; und diese Herrschaft wird immer mehr eine unumschränkte. Beim Tode des Hausvaters gehen sein Besitz und seine Herrschaftsrechte nun nicht mehr auf die Sippen-genossen über, sondern auf einen bestimmten Erben, meist den ältesten Sohn. Je mehr der Reichtum zunimmt und sich dieses System der patriarchalischen Familie insgedessen kräftigt, um so mehr wird das Eigentum der Familie, auch der Grund und Boden sowie die Viehherden, zum Eigentum des Patriarchen. Die Sippe hat nun überhaupt alle Bedeutung verloren, und zugleich ist die Frau von ihrer einstigen sozialen Höhe, die sie in der Periode des primitiven Landbaues eingenommen, wieder herabgesunken in Hörigkeit und Knechtschaft. Anschaulich finden wir diese Zustände in den Erzählungen des Alten Testaments von den Erzvätern dargestellt.

Mit dem Privateigentum treten aber die Vermögens-

unterschiede hervor, die innerhalb der kommunistischen Sippe unmöglich waren. Nun giebt es Reiche und Arme, und der Reiche beutet den Armen aus, es entstehen Klassengegenstände. Zugleich nehmen aber auch mit dem wachsenden Reichtum die Kriege zu. Die Bevölkerung wird dichter, das Eigentum an Grund und Boden soll ausgedehnt werden; der Krieg soll aber auch die Arbeitskräfte liefern, kriegsgefangene Sklaven. Der Krieg ist nun nicht mehr, wie bei den primitiven Ackerbauern, ein gelegentliches Vorkommnis, der Kriegszustand wird ständig, und die Herren-Klasse ist es, die sich dem Waffenhandwerk unterzieht und dadurch ihre Herrschaft über die wehrlosen Ausgebeuteten noch verstärkt. War früher der gesellschaftliche Zusammenhang durch die verwandtschaftliche Sippenorganisation verbürgt und geschützt worden, so tritt jetzt, nachdem die Familie die Sippe gesprengt hat, der Staat auf als die Organisation der Herrschenden zur Niederhaltung der Ausgebeuteten.

Damit hat die Darstellung das Gebiet des Vorgeschiedlichen bereits verlassen und ist in das des historischen Ueberlieferten eingetreten. Natürlich ist allerdings auch hier die Scheidelinie nicht scharf zu ziehen, wie ja überhaupt alle diese Einteilungen stets etwas Willkürliches an sich haben. In Wirklichkeit sind die Grenzen stets fließend, die Uebergänge allmählich. Aber als Mittel der Beherrschung des Materials, zur Orientierung in der Fülle des Stoffes ist Einteilung, Gliederung notwendig. Nur darf man eben nie vergessen, daß in Wirklichkeit die Scheidelinien nie so scharf sind, wie sie in der theoretischen Darstellung erscheinen. Das ist besonders auch der Darstellung Müller-Lyers gegenüber stets zu beachten. Die außerordentliche Klarheit seiner Darlegungen ist in erster Linie durch die übersichtliche Gliederung und Einteilung des Stoffes bewirkt. Nur zu leicht aber läßt sich der Leser dadurch zu der Vorstellung verleiten, daß auch in der Wirklichkeit so scharf auseinandergehalten ist, was der Theoretiker so klar scheidet. Müller-Lyer selbst warnt wiederholt vor diesem Fehler; es ist aber wohl nicht überflüssig, auch hier nochmals auf ihn aufmerksam zu machen.

Gustav Goldstein.

Das Heinzelmännchen.

Von Alfred von Hedenstierna.

Der alte Gutshof war gut gehalten, die Wälder gut behütet und die Felder gut gepflegt. Sie pflegten, wenn es irgend möglich war, reiche Ernte zu bringen, und das Vieh des Hofes war blühend, selbst in den Jahren, da in der Gegend Mangel an Futter war.

Auf dem Graneboer Gut wohnte aber auch eine gute Herrschaft, die auf dem alten Gut blieb, während die Offiziere aus den Familien der Gegend in die Stadt zogen, die Staatsbeamten die Zustimmung der Regierung nachsuchten, in Kallöping wohnen zu dürfen, und die Söhne der alten Detonomen, die kein Examen machen konnten, Agenten wurden für die Produkte der ganzen Welt, vom Wein an, dessen teure Sorten fast unerschöpflich waren, bis hinab zu Dummmitteln, die alle entsehrlich gefälscht waren.

Doch die Herrschaft auf Granebo hatte das alte Gut bereits im dritten Gliede geerbt und meinte fast, es wäre ein Erbe ohne Kampf, wenn sie es verließen, so lange es noch möglich war, sich dort zu halten. Es war eine außergewöhnliche Herrschaft, ihre Güte und Nächstenliebe konnte man am besten daran erkennen, wie sie den alten Lars behandelte.

Der alte Lars war in seinem ganzen Leben nichts anderes gewesen als ein einfacher Knecht, erst „Sommerknecht“, dann Stallknecht, danach Großknecht und, als seine Kräfte abnahmen, Puger oder gerade heraus gesagt Kuhhirt.

Aber dann war es mit seinen Kräften ganz zu Ende, seit mehreren Jahren war ein neuer Puger angestellt, und der alte Lars war nur noch Almosenempfänger.

Lars hatte stets Lohn, Kost und Kleidung für seine Arbeit bekommen, hatte also durchaus nichts zu fordern und mußte nach dem in dieser wie in vielen anderen Gemeinden üblichen Brauch eigentlich nun im Armenhaus sitzen. Aber die Herrschaft auf Granebo war, wie gesagt, außergewöhnlich, und sie wollte das nicht. Ja, sie gab Lars sogar noch mehr als Essen und Wohnung und abgelegte Kleider, sie gab auch eine Priße moralischer Warnherzigkeit, und der Gutsherr küßerte dem Großknecht und dem neuen Kuhhirten zu: „Ich weiß, daß der Alte nur im Wege ist, aber laßt ihn noch ein wenig schaffen, was er will, und schnauzt ihn nicht an; es macht ihm so viel Spaß, sich einzubilden, daß er noch nützlich ist.“

Und so tröste der Alte in den Viehställen umher oder hachte Holz und machte seine Bemerkungen über das Wetter, die Saatzeit und das Jungvieh, ganz als ob er noch immer zu etwas nütze wäre.

Aber an einem Frühlingmorgen, als der Alte den Kahn am See unten dichten und teeren wollte, erkrankte er sich und starb. Er bekam ein für seine Stellung wirklich anständiges Begräbnis, und die gute Herrschaft sprach freundlich von der „Zeit, zu der er noch zu etwas nütze war.“

Gott weiß, daß der Patron dem alten Lars nie einen Bissen mißgönnt hat; doch am nächsten Tage versprach er seinem Sohn, ein Paar Hunde zu halten, was er vorher verweigert hatte.

Und nun konnte man einen Webstuhl in die Kammer stellen, in der Lars sein Bett gehabt hatte, und der Kuhhirt war froh, daß der

Alte nicht mehr im Wege stand und ihr in den Ställen störte. Es war also eigentlich niemand da, der um ihn trauerte.

Im April verließ die Herrschaft auf einige Tage. Als sie zurückkam, ließ die Dienerschaft die Köpfe hängen, blickte zur Erde, wenn die Herrschaft sie ansah und redete demütig und leise. So benahmten sich die Bedienten stets, wenn sie etwas Schlimmes angestellt hatten, das heißt, in der guten alten Zeit, ehe das „Klassenbewußtsein“ existierte und ehe man das Wort „Erntestreit“ kannte.

Sie hatten im Seitenflügel ein Gelage veranstaltet, sich Schnaps verschafft, sich mit den Durstigen des Dorfes geprügelt, und beim Kaffeelocher war Feuer entstanden, so daß die ganze Knechtstube beinahe verbrannt wäre, weshalb die Sache unmöglich geheim gehalten werden konnte.

Der Patron hielt strenges Gericht, und seine Frau sagte zur alten Köttner-Lena:

„Das ist traurig. So haben sich unsere Leute noch nie betragen, wenn wir fort waren.“

„Ja, Frau, das hätten sie nicht gewagt wegen des alten Lars!“ sagte die Köttner-Lena.

Ein warmer Sommer folgte und die Erde war fürchtbar trocken. Eines Tages lag der größte Zugochse tot im Graneboer Pferch und die anderen Ochsen sahen abgezehrt und kläglich aus. Es war kein Tierarzt nötig, um begreiflich zu machen, daß die Tiere im Begriff waren zu verdursten, und daß eins es bereits getan hatte. Der Großknecht raufte sich das Haar und sagte: „Das ist des Kuhhirten Schuld.“

Doch der Kuhhirt fluchte und schrie: „Ich habe die Küller und das Kleinvieh und die Pferde und da kann ich wohl nicht von allem fortkommen und nach der Tränke sehen. Das hat immer der alte Lars getan.“

Nun, dann wurde ja für Wasser gesorgt; die Tiere erholten sich, gingen auf das Hagerfeld des Nachbarn und stießen ihm einen jungen Ochsen zu Tode. Der Schadenersatz betrug im ganzen 170 R., denn der Jaun gehörte zu Granebo.

„Das hat der Wind gemacht“, sagte der Großknecht. „Als der Alte lebte, hat er immer nach dem Jaun gesehen, wenn es Sturm gab. Manchmal könnte man wirklich einen anderen für Lars brauchen. Wenn man seine Arbeit hat, kann man doch nicht herumlaufen und sich um solchen Quark auch noch kümmern.“

Als im nächsten Frühling der Wagner kam, um die Arbeitswagen in Ordnung zu bringen, war kein trockenes Holz da zur Erneuerung der Speichen in den Rädern. Da wurde der Wagner böse und sagte zu dem Patron: „Es ist ein Jammer, daß der alte Lars gerade sterben mußte, als im vorigen Frühjahr das Wagenholz gehauen werden sollte. Er pflegte das Kleinholz so gut zu verwahren.“

Alle Augenblicke gab es ein Unglück bei dem Vieh, und der Fischfang ergab nichts mehr. Die Knechte wußten nicht, woran es lag, aber Köttner-August versicherte, daß er es wisse, und daß er mit Reiz und Neuse wohl umzugehen verstehe, doch das erwies sich bald als Humbug. Der Sohn des Patrons, der nun Kandidat war, hörte nachdenklich zu, als seine Mutter ihm klagte, daß die Pechte und Vorfälle nun völlig ausblieben, und er sagte: „Es gibt unwissende Leute, wie zum Beispiel unseren alten Lars, die instinktiv die Geheimnisse der Tierwelt erlauschen.“

„Ja, Du hast nicht unrecht“, meinte der Patron. „Der alte Lars war ja in den letzten Jahren zu nichts mehr nütze. Aber er war jedenfalls ein zuverlässiges Heinzelmännchen, und ich kann meine Güte gegen ihn nicht bereuen.“

Aus dem Schwedischen von Ahea Sternberg

Kleines feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Chemie der Erdrinde. Es ist gewiß sehr beachtenswert, daß von der großen Anzahl (über 80) der chemischen Elemente nur 9 an dem Aufbau der Erdrinde, einschließlich Wasser und Atmosphäre, wesentlich beteiligt sind. Ihr Anteil macht etwa 99 Proz. des Gesamtgewichts der Erdrinde aus.

Mit etwa 50 Proz. nimmt der Sauerstoff die erste Stelle ein. Er macht etwa neun Zehntel des Gesamtgewichts des Wassers aus und ein Fünftel der Atmosphäre. Außerdem ist er an allen Oxiden (Sauerstoffverbindungen) beteiligt.

In zweiter Stelle kommt das Silizium mit 28 Proz. In Verbindung mit Sauerstoff als kristallisierte Kieselsäure bildet es große Gesteinsmassen wie Sandstein, Quarz, Bergkristall. In nicht-kristallinischer Form kennen wir diese Siliziumverbindung als Feuerstein. Sie findet sich auch in großen Massen in zusammengefügten Mineralien: Ton, Feldspat, Glimmer. Die beiden letzteren sehen mit Quarz den Granit, Onix und andere Gesteine zusammen.

Diesen beiden Elementen, die zusammen also mehr als drei Viertel der irdischen Welt ausmachen, folgt sodann in weitem Abstände das Aluminium mit 7,5 Proz. Sein Oxid, die Tonerde, bildet in Verbindung mit dem Siliziumoxyd, der Kieselsäure, den größten Teil der oberen Erdschicht: den Ton. Mit 4,1 Proz. nimmt das Eisen den vierten Platz ein. Als Metall kommt es selten vor, häufig dagegen in Verbindung mit Sauerstoff als Oxid. Rotisenstein, Brauneisenstein, Magneteisenstein sind die wichtigsten

Formen dieses Oxyds. Aber auch mit Schwefel aus Pyrit und im Kupferkies kommt Eisen in größeren Mengen vor. Außerdem ist es allerdings in geringerem Maße, in allen Gesteinen vertreten. Ihm folgen vier „leichte Metalle“: Kalzium, Natrium, Kalium, Magnesium.

Das Kalzium, das mit 3,2 Proz. an dem Aufbau der Erdrinde beteiligt ist, kommt in der Natur in seiner Verbindung mit Kohlensäure vor. Was wir Kreide, Kalkstein, Marmor nennen, sind verschiedene Formen dieser Verbindung. Das ebenfalls weit verbreitete schwefelsaure Salz des Kalziums ist der bekannte Gips.

Das Natrium, dessen Verbindung mit Chlor das Kochsalz bildet, ist in dieser Form weit verbreitet. Auf dem Festlande bildet es gewaltige Ablagerungen von Steinsalz. In dem Ozean findet sich das Kochsalz zu 3 bis 3 1/2 Gewichtsprozent. Aber auch viele Mineralien, wie z. B. Natronfeldspat, Natronglimmer u. a. enthalten große Mengen dieses Metalls. Insgesamt entfallen auf es 2,88 Proz. des Gesamtgewichts der Erdrinde.

Zwei weitere Elemente, das Kalium (2,28 Proz.) und das Magnesium (2,24 Proz.) sind uns beinahe ausschließlich als Gesteinbildend bekannt. Feldspat und Glimmer, Karbonat, Magnetit, Dolomit — diese und auch andere Gesteine setzen sich zum großen Teile aus Sauerstoffverbindungen dieser Elemente zusammen.

An letzter Stelle, mit kaum 1 Proz., kommt der Wasserstoff. Seine wichtigste Erscheinungsform ist das Wasser, an dem er mit 11 Proz. beteiligt ist.

Mit diesen neun Elementen ist der Aufbau der irdischen Welt beinahe fertig. Das Grundelement der organischen Natur, der Kohlenstoff, nimmt erst die elfte Stelle ein mit weniger als 0,8 Proz. Zusammen mit Titan, Chlor, Phosphor, Schwefel und Stickstoff, sowie mit den übrigen, teilweise in äußerst minimalen Mengen vorkommenden Elementen macht er nur wenig über 1 Proz. des Gewichts der Erdrinde aus.

Es versteht sich, daß die hier angeführten Zahlen nur Schätzungsweise (von F. W. Clarke's) ermittelt sind. Und es leuchtet ohne weiteres ein, daß mit dieser chemischen Bergabdeckung der Erdrinde noch nichts über das große Rätsel der Geologie, die Beschaffenheit des Erdinnern, entschieden ist.

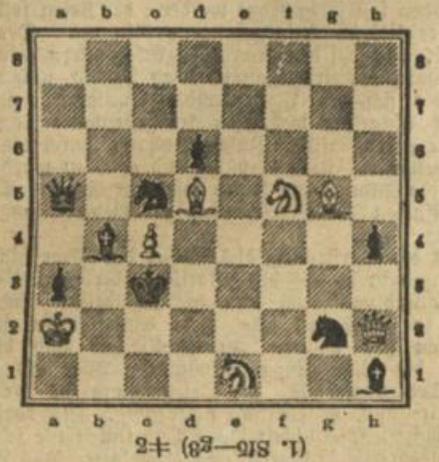
Länderkunde.

Kansen über Sibirien. Ueber seine Reise durch Sibirien hielt Kansen vor einigen Tagen in der Petersburger Geographischen Gesellschaft in deutscher Sprache einen interessanten Vortrag. Der berühmte Forscher hatte eine Einladung der Sibirischen Handelsgesellschaft Folge geleistet und war mit dem Dampfer „Storret“ zunächst in das Karische Meer gefahren. Am 9. August a. St. gelangte man, mit Kurs auf die Weiße Insel, vorläufig ohne vom Eise gehindert zu werden, ins Meer. Doch bereits nach zwei Tagen blieb es wenden und vor dem Eise zurückweichen — bis an die Südküste des Karischen Meeres. Dann erreichte man die Westküste von Jamal; man war damit nicht nur vor Gefahren besser geborgen, sondern hatte auch die Gewißheit, bald eisfreies Wasser finden zu können, wenn auch nur in schmalen Streifen. Es herrschen nämlich im August von Osten herkommende Winde vor, und es ist klar, daß unter Land schneller freie Bahn entsteht wie inmitten des Meeres. Hier lassen sich größere Wasserflächen durch dunklen Himmel am Horizont sogar auf weite Entfernungen erkennen. Erfahrene können auch aus der Art, wie das Eis gelagert ist, wie die Schollen beieinander liegen, auf offene, wenn auch nur schmale Rinnen schließen. ... Die Lage erzwungenen Stillstands verbrachte man mit Ausflügen auf dem Eise oder mit Jagd, die bei der Armut des Karischen Meeres an Tierleben nicht sehr ergiebig war. Dazwischen erhielt man Besuche von den Samojeden des nahen Festlandes, der Halbinsel Jamal (die ältere Bezeichnung „Jalmal“ hat man als unrichtig fallen gelassen).

Nach Kansen ist es ein weitverbreiteter Irrtum, an das Vorkommen von Eisbergen in dieser Gegend zu glauben. Die Eisfelder, deren Ausdehnung 50—100 Werst betragen kann, pflegen in der Regel ganz flach zu sein. Zuweilen nur türmen sich Schollen zu mächtigem Radeise auf, dessen Höhe über Wasser sogar die Höhe des Schiffsrumpfes überragen kann. ... Im Osten der Weißen Insel fuhr man durch weithin offenes Wasser; doch trat bei der Dickson-Insel Eis in Verbindung mit Rebeln hindernd in den Weg. Das Schiff war gezwungen, im Dickson-Gasen drei Tage zu verweilen, ehe es an seinen Ankerplatz in einem Mündungsarm des Jenissei gelangen konnte. Während dieser Tage hatten sich Eis- und Bitterungsbeziehungen völlig geändert; derartig schnelle Änderungen sind charakteristisch für das Polarmeer. Am 10. September trat das Schiff die Heimreise an, die bereits am 20. September ihren Abschluß fand. Kansen selbst legte den Wasserweg nach Jenissei in 18 Tagen auf einem kleinen Regierungsdampfer zurück, um zu Wagen weiter nach Krasnojarsk zu gelangen. Kansen machte am Schlusse seines Vortrages einige Vorschläge, die dem russischen Handel in Sibirien zugute kommen sollen: zu Handelsfahrten sollten nicht größere Dampfer als solche von 1500 Tonnen Gehalt verwendet werden; die Karische See mit ihren Bitterungs- und Eisverhältnissen ist aufs Beste zu erforschen; die Dickson-Insel muß eine Station für drahtlose Telegraphie erhalten; die Stationen östlich mit Aeroplanen versehen werden usw.

Schach.

Unter Leitung von E. Klapin
Unser Turnier. Motto „Komödie“.



In einem am 2. November in Mannheim gehaltenen Vortrage demonstrierte der Weltmeister Dr. Em. Lasker u. a. folgende interessante Remis-Stellung. Weiß: Kg5, Th8, Lc1, Sc5, Sg3, Ba2. Schwarz (hat seine sämtlichen 16 Steine) Kf6, Dg1, Tf1, Th1, La8, Ld8, Sb7, Sa5, Bb a5, b6, c7, c2, f7, f3, g7, g2. Weiß am Zuge erzwingt Remis wie folgt: 1. Sg4f, Kg6; 2. Sc5f, Kf6; 3. Sg4f, Kc7; 4. Sf5f, Kd7; 5. Sc5f, Kc8; 6. Sc7f, Kb8; 7. Sd7f, Ka7; 8. Sc8f, Ka6; 9. Sb8f, Kb5; 10. Sa7f, Kb4; 11. Sa6f, Kc3; 12. Sb5f, Kd3; 13. Sb4f, Ke2; 14. Sc3f, Kf2!; 15. Sd3f, Kg3; 16. Sc4f, Kg4; 17. Sc5f, Kf6; 18. Sg3f, Kf6 und die ursprüngliche Stellung ist wieder erreicht, wonach dasselbe Stelltreiben sich unendlich wiederholen muß.

Auch folgende kuriose Partie wurde bei der Gelegenheit gezeigt, in der Schwarz, ohne eine Figur gezogen zu haben, schon in sechs (!) Zügen bei anscheinend ganz plausiblen Spiel des Gegners in einer theoretischen Variante gewonnen hat: 1. d4, d5; 2. c4, e6; 3. Sc3, c6 (Wischer alles theoretisch und sehr üblich.) 4. Lf4 (Ueblicher ist cd5! oder Sf3. Aber auch der Letztere ist noch kein entscheidender Fehler.) 4. oxd4; 5. Lxb8? (Man sollte nicht glauben, daß dieser plausible Zug, der Dxd4, Sc6 zu vermeiden sucht, der sofort entscheidende Fehler sein kann und eine Figur kostet!) 5. dxc3, 6. Le5 (sonst geht Lb8 verloren) 6. oxb2. Weiß gab auf, weil er wegen der Drohung Lb4f den Tal unmöglich retten kann.

Springergambit.

Im Tournoi von Abbazia.
v. Freimann. O. Duras.
1. e2—e4 e7—e5
2. f3—f4 e5xf4
3. Sg1—f3 Sg8—f6
Am besten ist g7—g5!
4. Sb1—c3
Ueblicher und stärker ist 4. e5, Sh5;
5. Le2 ic.
4. Lf8—c5?
Richtig war d7—d5!
6. e4—e5 Sf6—h5
7. d2—d4 Le5—b4
8. g2—g4! f4xg3
9. Sf3—g5 g7—g6
9. Dd1—f3 Dd8—e7
Auf 0—0 folgt hxc3 mit der Drohung Txc3.
10. Lf1—c4 f7—f6
10. 0—0 hätte 11. Sxc7, Txc3; 12. 0—0 zur Folge gehabt.
11. 0—0! Lb4xc3
Bei 11. fxg5; 12. Lf7f, Kd8 entscheidet 13. Sd5 nebst event. Lg5f.
12. b2xc3 Th8—f8
Verhältnismäßig besser war 12.
f6xg5; 13. Df3—f7, Dc7xf7;
14. Lc4xf7, Kc8—f8; 15. Lc1xc6
(Auf Lxc6 folgt Sf4) 15.
h7—h6; 16. Lg5—f6, Kf8xf7;
17. Lf6xh8f, Kf7—g8; 18. Ta1—e1,
Sb8—c6; 19. Lh8—f6, g3—h2f;
20. Kg1xh2, b7—b6; 21. d4—d5,
Sc6—a5 ic.

13. Sg5—e4
Hier war die Partie eleganter zu entscheiden mit 13. Lc1—a3, Dc7x a3; 14. e5xf6, Tf8xf6; 15. Ta1—e1f, Kc8—f8 (Auf Kd8 folgt 2f durch Dxc3f) 16. Df3xf6f, Sb5xf6; 17. Tf1xf6f, Kf8—g7; 18. Tf6—f7f, Kg7—h6; 19. h2—h4, Kh6—h5; 20. Tf7xh7f, Kh5—g4;
21. Te1—e4f, Kg4—f5; 22. Th7—f7f
13. f6xe5
Auch bei 13. f5; 14. Sf6f, Sxc3; 15. exf6, Dxf6; 16. Dxc3 gewinnt Weiß mit Lg5 und Taol.
14. Df3xf8f Dc7xf8
15. Tf1xf8f Kc8xf8
16. Lc1—h6f Kf8—e8
17. Ta1—f1 Sh5—f4
Ober 17. Sc6; 18. Tf8f, Ke7; 19. Th8, d8; 20. Lg5f, Kd7; 21. d5, Se7; 22. Txc3 ic.
18. d4xe5 Sf4—h3f
Auch 18. Sc6 nicht nichts, wegen 19. Lxc3, dxc6; 20. Tf8f, Kd7; 21. Sf6f ic.
19. Kg1—g2 Sb8—c6
Auf 19. d6 folgt 20. Tf8f, Kd7; 21. e6f ic.
20. Se4—d6f!
Die „Wiener Schachzeitung“, der wir die schöne Partie nebst Glossen entnehmen, sagt mit Recht zu dem Zuge: „Ein würdiger Schluß der meisterhaften Angriffsführung“.
20. c7xd6
21. e5xd6 Sh3—f2
22. Tf1—e1f Aufgegeben.

Schachnachrichten. Der Weltmeisterschaftsmatch Lasker-Nimbin ist so gut wie gesichert, weil von dessen 20 Partien schon bis jetzt 14 von verschiedenen Klubs fest übernommen sind, während zur Uebernahme der letzten sechs Partien des Wettkampfes noch vier Klubs sich gemeldet haben.